

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:
www.fischer-taschenbibliothek.de

Als Anna Funder 1987 zum ersten Mal nach Berlin kam, verliebte sie sich in die zweigeteilte Stadt. Nach dem Fall der Mauer kehrt sie zurück und trifft in Ostberlin überall Menschen, die den Mut besaßen, sich der Diktatur zu widersetzen. Sie trifft Miriam, die von Jugend an in Konflikt mit der Stasi lebt, einen alternden Rock-Star, der nach dem System »nicht mehr existierte« sowie einen jungen Stasi-Mitarbeiter, der den Verlauf der Mauer plante. Aber es gibt auch Spione und Stasi-Offiziere, die weiter an die »Firma« glauben. Mutig, offen und unbelastet, in einer perfekten Mischung von Einfühlung und Distanz, erzählt Funder deren spannende Geschichten, die unsere Gegenwart bis heute prägen.

»Ein Meisterwerk des investigativen Journalismus, fast ein Roman.«
Elena Lappin, Sunday Times

Anna Funder, geboren 1966, ist eine der bekanntesten Autorinnen Australiens. Ihr Debüt »Stasiland« wurde mit dem »Samuel Johnson Award« ausgezeichnet, dem angesehensten Sachbuch-Preis in der englischsprachigen Welt. Ihr Ernst-Toller-Roman »Alles, was ich bin« (2014) wurde ein internationaler Bestseller, mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und in 25 Sprachen übersetzt. Anna Funder lebt in Sydney.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

ANNA FUNDER

STASILAND

Aus dem Englischen
von Harald Riemann

Mit einem aktuellen Nachwort
von Anna Funder,
übersetzt von Reinhild Böhnke

FISCHER TaschenBibliothek



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2019

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel »Stasiland«
bei The Text Publishing Company, Melbourne.

© 2002, Anna Funder

All rights reserved

Für das Nachwort:

© 2019, Anna Funder

© der deutschen Übersetzung: Europäische Verlagsanstalt/
Sabine Groenewold Verlage, Hamburg 2004

© der Übersetzung des Nachworts: Reinhild Böhnke, 2019

Für die vorliegende Ausgabe:

© 2013 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Umschlagabbildung: © plainpicture

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-52270-5

Inhalt

Berlin, Winter 1996	11
Miriam	26
Bornholmer Brücke	40
Charlie	59
Der Linoleumpalast	85
Stasi-Zentrale	97
Der Geruch alter Männer	118
Anrufe	133
Julia hat keine Geschichte	154
Der italienische Freund	171
Major N.	184
Der Lipsi	205
Von Schni-	223
Je schlechter du dich fühlst	239
Herr Christian	255
Sozialist	266
Eine Grenze ziehen	287
Der Teller	301
Klaus	312
Herr Bock aus Golm	329
Frau Paul	343
Der Deal	358
Hohenschönhausen	372
Herr Bohnsack	394

Berlin, Frühling 2000	411
Die Mauer	424
Puzzle	440
Miriam und Charlie	453
Quellen	475
Dank	483
Nachwort	489

»... ein stummer unwirklicher Dschungel
unter einer großen Glasglocke.«

Carson McCullers, Frankie

»Ihr beiden, Peiniger und Opfer (Kollaborateur!
Instrument!), seid vielleicht auf ewig durch die
Obszönität dessen, was sich dir offenbart hat, durch
das traurige Bewußtsein dessen, wozu Menschen fähig
sind, aneinander gebunden. Wir sind alle schuldig.«

*Breyten Breytenbach,
Wahre Bekenntnisse eines Albino-Terroristen*

»»Wie lautet euer Urteil?« fragte
der König ungefähr zum zehntenmal.

›Nein, nein!« sagte die Königin,
›zuerst die Strafe, dann das Urteil!«

Lewis Carroll, Alice im Wunderland

Berlin, Winter 1996

Verkatert bugsiere ich mich wie ein Auto durch die Menschenmenge am Bahnhof Alexanderplatz. Mehrmals verschätze ich mich mit der Entfernung und schramme an einer Mülltonne und einer Litfasssäule entlang. Morgen werden auf meiner Haut blaue Flecken erscheinen wie Bilder von einem Negativ.

Grinsend wendet sich ein Mann von der Mauer ab und zieht seinen Hosenschlitz zu. Ihm fehlen Schnürsenkel und ein paar Zähne; sein Gesicht ist ebenso aus dem Leim wie seine Schuhe. Ein anderer Mann im Overall, mit einem Besen breit wie ein Tennisplatzfeger, schiebt Desinfektionsgranulat den Bahnsteig entlang. Er formt Bögen aus grünem Pulver, Zigarettenkippen und Urin. Ein Betrunkener torkelt, als könne der Boden ihn nicht halten.

Ich will mit der S-Bahn zum Ostbahnhof, um dort in den Regionalzug nach Leipzig zu steigen, etwa zwei Stunden von hier. Ich setze mich auf eine grüne Bank, blicke auf die grünen Kacheln, atme grüne Luft. Auf einmal wird mir übel. Ich muss unbedingt an die Luft und bahne mir den Weg zurück zur Treppe nach oben. Dort ist der Alexanderplatz, eine riesige weite Fläche aus grauem Beton, entworfen, damit die Leute sich klein fühlen. Es funktioniert.

Es schneit. Ich bewege mich durch den Matsch zu den Toiletten. Genau wie die Zuggleise sind sie unterirdisch angebracht, aber niemand hat daran gedacht, sie mit dem Bahnhof zu verbinden, für den sie da sind. Während ich die Stufen hinuntergehe, überwältigt mich der widerliche aseptische Geruch.

Unten steht eine korpulente Frau mit violetter Schürze und schrillum Make-up. Schützend lehnt sie sich über ihre Stapel Kondome, Papiertücher und Tampons auf dem gläsernen Tresen. Offensichtlich eine Frau, die den Müll des Lebens nicht scheut. Sie hat glänzende, weiche Haut und mehr als ein weiches Doppelkinn. Etwa fünfundsechzig ist sie.

»Guten Morgen«, sage ich. Ich bin befangen. Ich habe Geschichten von deutschen Babys gehört, deren Input an Nahrung und Output an Fäkalien man gewogen hat, um die Verhältnismäßigkeit herauszufinden. Schon immer fand ich diese Art mütterlicher Beobachtung unpassend. Nachdem ich die Toilette benutzt habe, lege ich eine Münze auf ihren Teller. Mir kommt der Verdacht, dass die Desinfektionströpfchen die Ausdünstungen menschlicher Körper mit etwas Schlimmerem übertünchen sollen.

»Wie isses da oben?«, will die Klofrau wissen und weist mit dem Kopf die Treppe hoch.

»Ganz schön kalt.« Ich zuckele meinen kleinen Rucksack zurecht. »Aber nicht allzu schlimm, nicht allzu viel Schneematsch.«

»Das ist doch gar nichts«, schnieft sie.

Ich weiß nicht, ob das Drohung oder Prahlerei ist, jedenfalls ist es das, was sie *Berliner Schnauze* nennen. Ich habe keine Lust, hier zu bleiben, aber hinauf in die Kälte will ich auch nicht. Der Desinfektionsgeruch ist so scharf, dass ich nicht weiß, ob es mir schlechter oder besser geht.

»Seit einundzwanzig Jahren bin ich jetzt hier, seit Winter '75. Ich habe weit Schlimmeres als das hier gesehen.«

»Ganz schön lange Zeit.«

»Und ob. Stammkunden habe ich, wissen Sie. Die kennen mich, und ich kenn sie. Einmal war ein Prinz da, ein Hohenzollern.«

Wahrscheinlich erzählt sie jedem von dem Prinzen, geht mir durch den Kopf. Aber es funktioniert – ich werde neugierig. »Äh, bevor die Mauer fiel oder danach?«

»Davor. Er war auf einer Tagesreise aus dem Westen. Ich habe eine ganze Menge Leute aus dem Westen hier gehabt. Er hat mich auf sein Schloss eingeladen« – sie streicht mit der glatten Hand über ihren riesigen Busen –, »aber natürlich konnte ich nicht.«

Natürlich konnte sie nicht: Die Berliner Mauer verlief ein paar Kilometer von hier, und über die kam man nicht hinweg. Zusammen mit der Chinesischen Mauer war sie eines der längsten Bauwerke aller Zei-

ten, die Menschen voneinander trennen sollten. Ihre Geschichten werden immer unglaubwürdiger und zugleich immer besser. Und plötzlich rieche ich den ganzen Gestank gar nicht mehr. »Sind Sie gereist, seit die Mauer gefallen ist?«, frage ich. Sie wirft den Kopf zurück. Ich sehe, dass sie violetten Lidstrich aufgetragen hat, der phosphoresziert.

»Noch nicht. Aber ich würde gerne. Bali oder so. Oder China. Ja, China.« Sie trommelt mit den bemalten Fingernägeln auf der Glasvitrine und blickt verträumt in mittlere Fernen über meine linke Schulter. »Wissen Sie, was ich wirklich gerne tun würde? Am liebsten würde ich mal einen Blick auf deren Mauer werfen.«

Der Zug fährt aus dem Ostbahnhof hinaus und erreicht seine Fahrgeschwindigkeit. Das Geschaukel wirkt beruhigend wie eine Wiege, bringt meine nervösen Finger zum Stillstand. Die Stimme des Schaffners kommt aus dem Lautsprecher und sagt unsere Stationen an: Wannsee, Lutherstadt Wittenberg, Bitterfeld. Im Norden Deutschlands lebe ich im grauen Bereich: graue Gebäude, graue Erde, graue Vögel, graue Bäume. Draußen spult sich die Stadt und dann das Land in Schwarzweiß ab.

Die vergangene Nacht ist rauchig verschwommen – einer der Kneipenbesuche mit Klaus und seinen Freunden. Trotzdem ist es nicht ein Kater der

Sorte, dass man für den ganzen Tag verloren ist. Es ist die interessantere Variante, bei der die unterbrochenen Schaltstellen der Nerven sich wie von selbst wieder zusammenfügen und dabei manchmal ihre alten Gleise verlassen und neue, seltsame Verbindungen eingehen. Ich erinnere mich an Dinge, an die ich mich vorher nicht erinnert habe, Dinge, die nicht aus dem geordneten Erinnerungslager stammen, das ich meine Vergangenheit nenne. Ich erinnere mich an den Damenbart meiner Mutter in der Sonne, erinnere mich an das heftige Hunger-und-Verlorenheits-Gefühl der Pubertät, erinnere mich an den Geruch der Straßenbahnbremsen im Sommer nach verbrannter Kreide. Du denkst, du hast deine Vergangenheit in ordentlich beschrifteten Fächern abgelegt, aber irgendwo lauert sie darauf, sich selbst neu zusammenzufügen.

Ich erinnere mich daran, wie ich Deutsch lernte – so schön, so seltsam –, in der Schule, in Australien, auf der anderen Seite der Erde. Meine Familie war verduzt darüber, dass ich eine so komische, hässliche Sprache lernte, und natürlich war man zu fein, um dies auszusprechen, zudem die Sprache des Feindes. Aber mir gefiel daran, wie man lange, geschmeidige Wörter bilden konnte, indem man kurze zusammenfügte, baukastenartig. So wurden Dinge geschaffen, für die es im Englischen keinen Namen gab: *Weltanschauung*, *Schadenfreude*, *Sippenhaft*,

Sonderweg, Scheißfreundlichkeit, Vergangenheitsbewältigung. Mir gefiel die schwungvolle Spannbreite von »herzlich« bis »Herzweh«. Und mir gefiel die Ordnung, die Direktheit, die ich in den Menschen vermutete. In den 1980er Jahren zog ich dann für eine Weile nach Westberlin und dachte lange und gründlich darüber nach, was wohl hinter dieser Mauer vor sich ging.

Eine schmerzbäuchige Frau mir gegenüber wickelt ein belegtes Schwarzbrot aus. Bis jetzt ist es ihr gelungen, so zu tun, als sei ich gar nicht da, obwohl sich unsere Knie berühren könnten, wenn wir nicht aufpassen. Sie hat die Augenbrauen zu Bögen der Überraschung oder Drohung übermalt.

Ich denke über die Gefühle nach, die ich für die frühere Deutsche Demokratische Republik entwickelt habe. Ein Land, das nicht mehr existiert, doch ich sitze hier im Zug und rase hindurch – vorbei an seinen einstürzenden Häusern und verwirrten Menschen. Dieses Gefühl bedarf eines Wortes, eines Kunstwortes: Ich kann es nur mit dem Ausdruck Horror-Romanze wiedergeben. Es ist ein dummes Gefühl, aber ich will nicht daran rütteln. Die Romanze ist Teil des Traums einer besseren Welt, die die deutschen Kommunisten aus der Asche ihrer Nazivergangenheit zu errichten suchten: jedem nach seinen Fähigkeiten, jeder nach seinen Bedürfnissen. Der Horror kommt von dem, was sie in seinem

Namen taten. Die DDR ist verschwunden, doch ihre Überbleibsel sind noch allgegenwärtig.

Meine Mitfahrerin holt eine Packung Zigaretten der Marke West heraus, die seit dem Fall der Mauer die beliebteste zu sein scheint. Sie zündet sich eine an und bläst den Rauch über meinen Kopf hinweg. Nachdem sie zu Ende geraucht hat, drückt sie die Kippe im Klappaschenbecher aus, verschränkt die Hände über dem Bauch und schläft ein. Ihr aufgemalter Gesichtsausdruck bleibt unverändert.

Zum ersten Mal besuchte ich Leipzig 1994, fast fünf Jahre nachdem die Mauer im November 1989 gefallen war. Ostdeutschland wirkte immer noch wie ein geheimer, umzäunter Garten, ein aus der Zeit gefallener Ort. Ich wäre nicht überrascht gewesen, hätten die Dinge hier anders geschmeckt – Äpfel wie Birnen oder Wein wie Blut. Leipzig war der Angelpunkt für das, was jetzt jeder *die Wende* nennt. Die *Wende* war die friedliche Revolution gegen die kommunistische Diktatur in Ostdeutschland, die einzige erfolgreiche Revolution in der Geschichte Deutschlands. Leipzig war der Beginn und das Herz davon. Jetzt, zwei Jahre später, kehre ich zurück.

1994 fand ich eine durch Wildwuchs geprägte Stadt vor. Krumm wanden sich die Straßen, und es gab bröckelnde Passagen, die unerwartet in den nächsten Häuserblock hineinführten, und niedrige Bögen schleusten die Leute in Kellerkneipen. Mein

Stadtplan hatte mit dem wirklichen Leben in Leipzig nicht die geringste Ähnlichkeit. Leute, die Bescheid wussten, konnten verborgene Abkürzungen durch die Häuser nehmen oder namenlose Gänge entlang der Häuserblocks, mal ober-, mal unterirdisch. Ich verirrte mich hoffnungslos. Das Stasi-Museum in der Runden Ecke wollte ich finden, das früher Sitz der Stasi gewesen war. Unbedingt wollte ich mit eigenen Augen einen Teil des Riesenapparates sehen, der einst das ostdeutsche Ministerium für Staatssicherheit gewesen war.

Die Stasi war die nach innen gerichtete Armee, durch die die Regierung die Kontrolle behielt. Ihre Aufgabe war, alles über alle zu wissen, und zwar mit allen Mitteln. Sie wusste, wer dich besuchte, wusste, mit wem du telefoniert hast und ob deine Frau mit anderen Männern schlief. Sie war eine Bürokratie-Metastase, die in der ostdeutschen Gesellschaft wucherte: Offen oder geheim war immer jemand in der Nähe, der die Stasi über Kollegen und Freunde in den Schulen und Fabriken, in jedem Block und jeder Kneipe informierte. Trotz aller Detailbesessenheit gelang es der Stasi nicht, das Ende des Kommunismus und damit das Ende des Staates vorzusehen. Zwischen 1989 und 1990 wurde sie von innen nach außen gekehrt: eben noch stalinistischer Bespitzelungsapparat, am Tag darauf Museum. In vierzig Jahren produzierte »die Firma« eine Aktenmenge,

die der gesamten Überlieferung in den Archiven deutscher Geschichte seit dem Mittelalter entspricht. Nebeneinander gestellt würden die Akten der Stasi über ihre Landsleute eine 180 Kilometer lange Reihe bilden.

Zu guter Letzt fand ich die Runde Ecke, und sie war riesig. Ein paar Stufen führten hinauf zu der breiten, metallverkleideten Doppeltür. Ich schrumpfte wie Alice im Wunderland. Rechts war ein bleiches Viereck in der Zementfassade, ein Stück des Hauses, das nicht von den Abgasen verfärbt war. Ein Schild, auf dem so etwas wie »Ministerium für Staatssicherheit – Bezirksverwaltung Leipzig« stand, muss hier gehangen haben. Es war während der Revolution in einer Art ängstlicher Freude abgenommen und seitdem nie wieder gesehen worden.

Drinne ging ich umher. Alle Schreibtische waren noch genau so, wie man sie in der Nacht, in der die Demonstranten das Haus besetzten, verlassen hatte – erschreckend ordentlich. Telefone mit Wählscheibe standen paarweise da wie zur Brut. Reißwölfe waren hinausgeworfen worden, nachdem sie während des verzweifelten letzten Versuchs der Stasi, die brisantesten Akten zu vernichten, zusammengebrochen waren. Über einem Schreibtisch ein Kalender von 1989, mit einer von der Taille aufwärts nackten Frau, aber abgesehen davon hingen meist nur kommunistische Insignien an den Wänden. Die nachgebaute

Zelle stand offen, als sei sie immer noch auf weitere Gefangene vorbereitet. Trotz aller Bemühungen von Miss Dezember wirkte das Büro klamm und bürokratisch.

Das Bürgerkomitee, das das Museum verwaltet, hatte Dokumente auf billige Spanplatten montiert: einen Abzug des berühmten Fotos von den Herbstdemonstrationen 1989. Er zeigte ein Meer von Menschen mit Kerzen in der Hand, den Kopf im Nacken, sahen sie am Gebäude hoch ihren Aufpassern direkt ins Gesicht. Sie wussten, dass ihr Leben von hier aus beobachtet, manipuliert und manchmal ruiniert wurde. Es lagen Kopien der immer hektischer lautenden Telexe vom Berliner Hauptquartier der Stasi aus, wo sich die Offiziere hinter blechverkleideten Fenstern verbarrikadiert hatten. »Alle MfS-Objekte sichern«, stand da, und »Gewalt größeren Ausmaßes verhindern. Mit allen Mitteln Ruhe und Ordnung wieder herstellen«.

Am besten gefielen mir die Bilder von Demonstranten, die das Gebäude am 4. Dezember 1989 besetzt hatten und die noch mit einem Ausdruck der Überraschung auf dem Gesicht auf den Fluren saßen, als warteten sie halb darauf, hinausgeworfen zu werden. Als sie das Gebäude betraten, wurden sie von der Stasi aufgefordert, ihre Personalausweise zu zeigen, wie in einer Parodie der Kontrolle, die sie genau in dem Augenblick verloren. Unter Schock

zogen die Demonstranten gehorsam ihre Ausweise aus den Brieftaschen. Dann besetzten sie das Gebäude.

Beim Öffnen der Akten wurden große und kleine Geheimnisse enthüllt. Vielleicht nicht zuletzt die Ticks des gewöhnlichen Mannes von der Straße. Folgendes Dokument war zu sehen:

ZEICHEN FÜR BEOBACHTUNG:

1. Achtung! Objekt erscheint
 - mit der Hand oder Taschentuch an die Nase fassen
2. Objekt setzt sich in Bewegung, es geht weiter, nachkommen
 - mit der Hand über Haar streichen, Hut kurz lüften
3. Objekt bleibt stehen
 - eine Hand auf den Rücken legen oder vor dem Bauch halten
4. Beobachter möchte aus konspirativen Gründen abgelöst werden
 - bücken und Schuhe neu binden
5. Objekt kommt zurück
 - beide Hände auf Rücken oder Bauch
6. Beobachter will mit Gruppenleiter oder anderem Beobachter sprechen
 - Brieftasche oder dergleichen herausnehmen und darin blättern.

Ich stellte mir das Straßenballett der Taubstummen vor: Agenten, die einander von einer Straßenecke zur anderen Signale gaben, indem sie sich über Nasen, Wänste, Rücken und Haar strichen, die Schnürsenkel auf- und zubanden, die Hüte vor Fremden zogen und Papiere durchblättern – eine Choreographie für wirklich widerliche Späher.

Im hinteren Teil des Gebäudes waren in drei Räumen Stasi-Artefakte unter Glas ausgestellt: eine Schachtel mit Perücken und Schnurrbärten neben kleinen Tuben mit Klebstoff zur Fixierung; Frauenhandtaschen aus Plastik mit eingebauten, in einer Verzierung aus Blütenblättern getarnten Mikrofonen; Wanzen, die man in Wohnungen eingebaut hatte, und Stapel von Briefen, die nie den Westen erreicht hatten. Einer der Umschläge trug eine Kinderhandschrift mit Buntstiften – jeder Buchstabe der Adresse in einer anderen Farbe.

Ein Glaskasten enthielt nichts als leere Gläser. Während ich darauf starrte, trat eine Frau auf mich zu. Sie sah aus wie die weibliche Ausgabe von Luther, nur war sie schön. Um die fünfzig, mit hohen Wangenknochen und direktem Blick. Sie sah mich freundlich an, aber auch so, als wüsste sie, dass ich ein Regime für nicht ganz bei Trost hielt, das von seinen Mitgliedern verlangte, Bereitschaftsgelöbnisse zu unterschreiben, die aussahen wie Tauscheine, Geburtstagskarten von Kindern an ihre Großeltern

beschlagnahmte und alberne Protokolle an Schreibtischen unter Kalendern mit großbusigen Frauen tippte. Es war Frau Hollitzer, die Museumsleiterin.

Frau Hollitzer erklärte mir, dass die Gläser »Geruchsproben« enthielten. Die Stasi hatte eine quasi wissenschaftliche Methode entwickelt, Verbrecher aufzuspüren: »Geruchsproben«. Die Theorie war, dass wir alle unseren eigenen Geruch haben, der uns ausweist und den wir auf allem hinterlassen, was wir berühren. Dieser Geruch kann eingefangen werden, und mit Hilfe von Spürhunden kann das entsprechende Pendant gefunden werden. Die Stasi brachte ihre Hunde samt Gläser an den Ort, von dem man annahm, dass dort illegale Zusammenkünfte abgehalten worden seien, und sah dann zu, ob die Hunde Gerüche von Leuten wieder erkannten, deren Duftmarken in den Gläsern eingefangen waren.

Meistens wurden die Geruchsproben erschlichen. Die Stasi konnte in Wohnungen eindringen und ein Stück Kleidung mitnehmen, das direkt auf der Haut getragen wurde, in der Regel Unterwäsche. Eine andere Möglichkeit war, einen »Verdächtigen« unter irgendeinem Vorwand vorzuladen und danach den Plastikstuhl, auf dem er gesessen hatte, mit einem Lappen abzuwischen. Das gestohlene Kleidungsstück oder der Lappen wurde dann in einem Glas versiegelt. Die Behälter sahen aus wie Einweckgläser für Marmelade. Auf einem Etikett stand: »Name:

Herr [Name]. Zeit: 1 Stunde. Objekt: Arbeitsunterhose«.

Als die Bürger von Leipzig in das Gebäude eindrangen, fanden sie eine große Sammlung Geruchsproben vor. Dann verschwanden die Gläser. Erst im Juni 1990 tauchten sie wieder auf – im »Geruchsspeicher« der Leipziger Polizei. Aber sie waren leer. Offenbar hatte die Leipziger Polizei sie für ihre eigenen Zwecke verwendet, sogar noch in der Zeit, nachdem die Mauer gefallen war und Demokratie hier ihren Anfang nahm. Immer noch trugen die Gläser sorgfältige Beschriftungen. Aus ihnen ging hervor, dass die Leipziger Stasi Geruchsproben von der gesamten politischen Opposition in diesem Teil Sachsens gesammelt hatte. Niemand weiß, wer diese Stofffetzen und alten Socken heute hat noch warum sie überhaupt aufbewahrt werden.

Später erzählte mir Frau Hollitzer von Miriam, einer jungen Frau, deren Mann in einer Zelle der Stasi-Untersuchungshaft ganz in der Nähe umgekommen war. Es ging das Gerücht, die Stasi habe die Beerdigung organisiert und sogar den vollen Sarg durch einen leeren ersetzt und den Leichnam eingeäschert, um alle Beweise für die Todesursache zu vernichten. Ich stellte mir vor, wie die Sargträger so taten, als ächzten sie unter dem Gewicht eines leeren Sarges, oder sie ächzten vielleicht wirklich unter einem mit achtzig Kilo Steinen und alten Zeitungen beschwer-

ten Sarg. Ich stellte mir vor, nicht zu wissen, ob sich der eigene Mann selbst erhängt hatte oder von jemandem umgebracht worden war, dem man jederzeit auf der Straße begegnen konnte. Ich hatte den Wunsch, mit Miriam zu sprechen, bevor sich meine Phantasien festsetzten wie falsche Erinnerungen.

Ich kehrte nach Australien zurück, aber jetzt bin ich wieder in Berlin. Miriams Geschichte, diese seltsame Geschichte aus zweiter Hand über eine Frau, die ich nie kennen gelernt hatte, ging mir nicht aus dem Kopf. Ich fand einen Teilzeitjob beim Fernsehen und machte mich daran, ein paar Geschichten aus diesem auf Abwege geratenen Land aufzutreiben.